

DAS RECHTE VERHÄLTNIS ZWISCHEN LITURGIEPFLEGE UND SEELSORGE IN DER GEGENWÄRTIGEN NOTZEIT

(Mit besonderer Berücksichtigung des Aufbaues der Pfarrgemeinde)

Rufen wir uns plastisch und erschütternd die Notzeit, in der wir uns befinden, vor die Seele! Es ist Not in allen Schichten menschlichen Daseins: Hunger- und Wohnungsnot, Geschlechts- und Ehenot, Berufsnot und Wirtschaftsnot, Krise der Kultur und des Geistes, zutiefst religiöse Not. Diese vielfältige Not formt die uns anvertrauten Menschen. Wir sind nicht Seelsorger in dem Sinne, daß wir uns um eine abstrakte, vom Leibe losgelöste Seele sorgen. Seelsorge als irdische Wirklichkeit geht um die im Leib des Menschen inkorporierte Seele, um den ganzen Menschen, der eine leibseelische Einheit und vielfältig sozial gebunden ist. Die Seelsorge geht um den wirklichen Menschen und sucht ihn unter den tatsächlichen Umständen und Bedingungen zu seinem Heile zu führen. Wir treiben eine ganzheitliche Seelsorge.

Wie bewältigen wir diese Not? Zunächst durch eine über alle bisherigen Maße weit hinausgehende Karitas. Die lächerlich geringen Mittel, die uns die Gläubigen dafür bis jetzt zur Verfügung stellen, werden in keiner Weise der Größe der Aufgabe gerecht. Wir sollten wieder lernen, mindestens den Zehent, das heißt 10 Prozent unseres Einkommens, für die Armen zu geben. Wie weit war uns hier das Judentum voraus! Wir werden besonders für Kinder und Jugend eine Reihe großzügiger Aktionen planen und durchführen müssen. Der Geist christlicher Liebe und Hilfsbereitschaft wird noch unverhältnismäßig stärker in Erscheinung treten müssen als bisher. Die Bereitstellung von Siedlergrund für 10.000 Neusiedler durch die Kirche ist eine großartige, zeitgemäße Tat!

Vergessen wir aber auch nicht, daß unsere Liturgie in Notzeit entstand, in der bedrückten Stimmung des Abschiedsmahles. Sie erreichte ihre klassische Höhe in den wirren Zeiten der Völkerwanderung, da die Notrufe der Psalmen wie zeitgenössische Gebete klangen und in den Orationen „inmitten der Wechselfälle des Lebens“ der Friede und die wahren Freuden erfleht werden. Besonders an den Sonntagen nach Pfingsten wird diese, aus Not geborene Liturgie deutlich sichtbar und kann von uns so echt mitvollzogen werden. Ist es nicht eine Überwindung der Not, wenn sie im Gottesdienst der Gemeinde ausgesprochen und vor Gottes Angesicht hingetragen werden kann, wenn die notwendige Gestalt des Heilandes in den Evangelien und die notwendige Umformung des christlichen Menschen in den Episteln uns entgegentritt? Die Liturgie ist zwar ein Widerhall und eine Vorausnahme des himmlischen Gottesdienstes, weil sie aber auf Erden und in diesem Äon gefeiert wird, darf sie sich nicht abdichten gegen die Notrufe der Welt und des Menschenherzens. Es darf keine unwirkliche, gleichsam verzauberte Atmosphäre in unseren Gotteshäusern herrschen, wohl aber eine erlösende und verklärende. Wir feiern die Todesmysterien des menschengewordenen Gottessohnes, dem keine Not dieser Welt fremd war.

Drum dürfen sie nicht in weltfremder Entrücktheit gefeiert werden; sie haben ja eine Aufgabe an der Not des gequälten Menschen und der bedrängten Gemeinde zu erfüllen. Alle Not wird im Gottesdienst als Auffüllung des Leidens Christi erfahren, als seine Entfaltung in die Zeit hinein. Im Mitvollzug des Opfers Christi findet die Not der Zeit ihre Deutung und ihre Erlösung. Christi siegreiche Kraft wird an unserer Schwachheit offenbar. Lassen wir nur „in innigem Gebet und Flehen in der Eucharistie all unsere Anliegen vor Gott kund werden!“ (Ep. 3. Adventsonntag.) Stil ist gut, aber Stilisierung des Gottesdienstes ist schlecht, lebensfremd und unwahr. Durch unsere Gottesdienste muß zugleich der Pulsschlag der Liebe Gottes und des wirklichen Menschenlebens gehen.

Nicht nur die Welt, auch die Pfarrgemeinde ist in Not. Wir haben bisher in der Fiktion gelebt, die Gemeinde sei da. Wir haben damit einfach die Volksgemeinde gemeint und diese war auch da. Je mehr diese natürliche Gemeinschaft zerbröckelt in Parteien und Klassen, umso dringender wird die Aufgabe, eine eigenständige, von natürlichen Bindungen unabhängige Gemeinschaft zu schaffen. Diese Aufgabe hatten wir schon immer, nur haben wir es uns leicht gemacht und einfach die Volksgemeinschaft übernommen, solange sie bestand. Noch dringender wird die Aufgabe, wenn unchristliche Volksgemeinschaft wächst, z. B. freidenkerische Siedlungen oder neuheidnische Dörfer. Da wird die bisherige Hilfskonstruktion für eine Pfarrgemeinde zum entscheidenden Hindernis der Christianisierung. Die Zeit, in der man eine Pfarre „übernehmen“ konnte, ist schon lang vorbei; man übernimmt nur Gassen mit Häusern und Menschen, mit einer Kirche, einer Kanzlei und einer Kassa, die Pfarrgemeinde aber muß man erst aufbauen. Dieser Aufbau ist auch nach einem tüchtigen Vorgänger notwendig, er ist immer notwendig. Denn unablässig sind die dunklen Kräfte des Zweifels und Unglaubens, der Lieblosigkeit und des Mechanismus am Werke, eine Pfarrgemeinde aufzulösen. Bis ans Mark ihrer Existenz trifft sie die Tatsache, daß Christengemeinde und Kultgemeinde weitgehend auseinanderfallen. Die Kultgemeinde umfaßt in Wien kaum 20 Prozent der Christengemeinde. Vier Fünftel der Christen leben in einem innerkirchlichen Schisma, ohne Verbindung mit der Hierarchie und dem Presbyterium, ja oft in Feindschaft zu ihm und in deutlicher, gewollter Distanz zu der Schar, die den Gottesdienst feiert. Diese Schar selber ist tief gespalten in Kommunikanten und Nonkommunikanten; der Riß zwischen beiden bricht bei jedem Gottesdienst aufs neue auf. Dabei ist die Schar der Nonkommunikanten, also derer, die den Gottesdienst an einer wichtigen Stelle stehen lassen, meist wesentlich größer als die Zahl derer, die ihn rite zu Ende führen. In der überwiegenden Mehrheit der Christengemeinde treiben innerkirchliche Häresien ihr Unwesen, die ein anderes Christentum als das offizielle und wahre für wahr halten, sowohl im Glauben (z. B. Auferstehung) als auch in den Sitten (z. B. Ehemißbrauch, Abtreibung), als auch in der Gottesverehrung (z. B. Sonntagsmesse, Kommunion). Vier Fünftel der Christen leben praktisch ihr ganzes Leben „exkommuniziert“, das heißt ohne Beziehung zur Christusgemeinschaft und zur Christengemeinschaft; sie haben sich selbst exkommuniziert. Was in gläubigen Zeiten als schwerste Kirchenstrafe galt, wird zum Normalzustand des Christen, der dennoch seinen Namen nicht ablegt,

sondern eifrig versichert, er sei ein besserer, ja der wahre Christ, der darum auch, trotz seiner praktischen Exkommunikation ein kirchliches Begräbnis fordert und erhält. In diesen Zwiespalt geraten nun auch die Kinder hinein. Der Prozeß scheint unaufhaltsam zu sein. Er wird uns von allen Fiktionen und anmaßenden Redens- und Denkart befreien.

Die Gläubigen, die sich, vorab in unseren Städten, zum Gottesdienst versammeln, gleichen gar oft einer zufälligen Ansammlung von Menschen, die sich im Währenden ständig verstärkt und vermindert; die Hast der Zuspätkommenden und die Langweile derer, die früher fortgehen, weil sie es nicht länger aushalten, mischen sich verhängnisvoll. Dieses Konglomerat von Menschen gleicht einem Menschenhaufen, der sich um ein Ereignis auf der Straße sammelt; viele kommen erst später hinzu, manche eilen davon, nachdem sie genug geschaut haben. Eine solche Menge ist nicht handlungsfähig, sie kann nicht Trägerin der Liturgie sein. So und so viele aus ihnen wollen gar nicht mit den andern zu einer Gemeinschaft zusammenwachsen, sie wahren sorgsam die Distanz aus bürgerlichen, ja sogar aus Frömmigkeitsgründen, jeder andere stört sie nur. Sie haben übrigens andere Dinge in der Kirche vor, als ihnen die Liturgie und die Gemeinschaft aufnötigen möchte. Wie soll da Gemeinde werden? Ja, ist es nicht so, auch viele Seelsorger selbst sahen das Um und Auf ihrer Tätigkeit darin, möglichst Vielen „Gelegenheit“ zu Predigt, Beicht, Kommunion und hl. Messe zu geben, möglichst viele Einzelne glücklich um die Klippen des Bösen herum ins Himmelreich zu führen; der Aufbau einer starken, lebendigen Gemeinde, also die Verwirklichung der Kirche hic et nunc, ward als Aufgabe nicht gesehen. Aber ist das Heil des Einzelnen nicht am besten in einer aktiven Gemeinde gesichert, die sein Glaubensleben trägt, sein religiöses Leben befeuert, seinem sittlichen Leben Halt gibt?

Diese Not gilt es heute zu überwinden. Die Kirche, die das Heil der Menschen will und vermittelt, muß immer wieder zunächst sich selbst wollen. Ist nicht „der Aufbau des Leibes Christi . . . zur Vollreife des Menschenalters Christi“ (Eph. 4, 13) das Hauptanliegen des Seelsorgers Paulus. Es muß wieder unser Hauptanliegen werden. Drei Grundkräfte, zugleich drei Hauptaufgaben der Kirche, fließend aus ihren drei Ämtern, können die Gemeinde aufbauen: das Wort Gottes, der Gottesdienst und die Liebe. Diese drei aber sind im Gottesdienst eins und müssen ihre Einheit stets auf neue bezeugen. Der Gottesdienst fügt die Einzelnen in das eine Opfer Christi ein, ihre Arbeiten und Sorgen münden wie kleine Bächlein in den Strom der Heilstat Christi, der sie allzusamm mitnimmt in das Meer göttlicher Verklärung und göttlichen Friedens. Vollends bei der hl. Kommunion werden die vielen Kommunikanten zu einer einzigen Hostia in Christus. Der eine Christus lebt in ihnen allen, fügt sie aneinander und zueinander. Wir müssen gerade die hl. Kommunion wieder von ihrer sozialen Seite sehen lernen, was eigentlich nicht nur ein sprachlicher Pleonasmus sein sollte! Der Herr hat als erste Wirkung der hl. Kommunion verkündet, daß wir durch sie in Ihm seien. „Wer Mein Fleisch ißt und Mein Blut trinkt, der bleibt in Mir und Ich in ihm“. (Joh. 6, 56.) Wir gehen in eine überpersönliche Einheit, eben in den Leib Christi ein, wir empfan-

gen ihn nicht nur. Die hl. Kommunion ist ein sehr reales Band der Gemeinschaft. „Es ist nur ein Brot, so sind wir viele gleichfalls nur ein Leib; wir alle nehmen an dem einen Brote teil“ (1 Kor. 10, 17). Die individualistische Auffassung der hl. Kommunion (merkwürdig, daß es so etwas gibt) zerbricht gerade im Augenblick der Kommunion die Communio und läßt die Einzelnen vor den andern flüchten hinter die Wand ihrer Hände und ihrer frommen Herzen.

Die Liebe Christi, die wir im Gottesdienst erfahren haben, drängt uns nun auch im täglichen Leben, den Bruder, der mit uns gebetet und geopfert hat, kennenzulernen, ihm beizustehen; und den Bruder, der nicht zum Gottesdienst kam, zu beschenken, weil wir selber so reich beschenkt wurden. Aus der Not des gekreuzigten Herrn, in die wir uns bei der hl. Messe hineingewagt haben, kommt jenes Erbarmen, das keine Unterschiede kennt und macht. Die am Kreuze ausgespannten Hände des Herrn sind angenagelt und können und wollen sich nicht mehr verschließen vor keinem noch so üblen Menschen. Sie sind bereit jeden zu umarmen. Von diesem göltigen Gestus des Heilandes ist die Liebe des Christen und der Gemeinde geprägt. Die Kirchengestalt, der wir, so scheint es, zusteuern, ist ähnlich der antik-christlichen Kultgemeinde, die eine Minderheit in einer heidnischen Welt, geistig aber weit über ihre Zahl hinaus bedeutungsvoll war.

Der Titel unseres Vortrages spricht von Liturgie„pflege“. Das Wort an sich ist verdächtig. Es drückt einen bedenklichen Zustand aus. Wenn man etwa von Kunstpflege redet, dann ist meist schon die Kunst halb dahin und äußeres Getue soll den inneren Mangel ersetzen. Liturgiepflege dürfte nichts anderes heißen als die verantwortungsbewußte Ausführung des Auftrags Christi „Tut dies zu meinem Andenken, taufet sie im Namen des Vaters...!“ Wir haben hierin nicht nach eigenem Willen zu verfahren. Der Befehl Jesu fragt nicht nach unseren Bedürfnissen, auch nicht nach unseren religiösen Bedürfnissen; er fragt nicht nach unserem Lebensstil und nach unserer Kulturhöhe. Er will einfach vollzogen sein, echt und lebendig. Für die Frage nach der rechten Maßgestaltung ist der Befehl Jesu ausschlaggebend. Seine Absichten, seine Worte sind maßgebend und formbildend. Folgende Probleme müssen, so scheint es, hiebei durchdacht werden.

1. Die Auseinandersetzung mit einem gewissen liturgischen Historismus. Nicht weil ein Brauch oder eine Form einmal so war, auch nicht deshalb, weil er in der klassischen Zeit der Liturgie so war, ist er an sich richtig. Vom Sinn und Wesen her, nicht von historischen Tatsachen muß seine Form bestimmt sein. Bloße Wiederholung oder Nachahmung oder Repristination ist unschöpferisch und vermag auf die Dauer nicht zu befriedigen. Wir wollen in die überholte Neugotik und Neuromantik unserer Gotteshäuser nicht eine ebenso unechte neuantike Liturgie verpflanzen. Es geht um eine Renaissance der Liturgie, d. h. um eine Wiedergeburt aus dem Auftrag Christi und der besten Tradition der Kirche, das Ergebnis aber wird etwas Neues sein.

2. Wir feiern unsere Liturgie nicht in einer schönen Vergangenheit, sondern in der barbarischen Gegenwart. Das will wohl bedacht sein. Unsere Gemeinde besteht nicht aus klassischen und antiken Römern, sondern aus Menschen, deren Sprache verwahrlost, deren Kultur durch die Errungenschaften der Zivilisation zersetzt ist, deren Menschentum z. T. dekadent oder angefressen oder verbogen ist, deren Denken und Fühlen Generationen hindurch von Individualismus und Egoismus und Materialismus vergiftet ist. Wir

müssen lernen eine primitive Messe zu feiern, damit unsere primitiven Städter und Bauern sie mitvollziehen können. Ich liebe die klassische Liturgie unserer Mönchsklöster mit ihrem erhabenen Gesang, ihrem fremden strengen Maß und ihrer selbstlosen Anbetung. Aber in unseren Pfarrkirchen wären sie fehl am Platz, wenigstens in ihrer strengen Form und als Normalgottesdienst, selbst wenn man sie mit allen Künsten und Druckmitteln einexerzieren würde. Sie schwebte dennoch beziehungslos über den Köpfen und Herzen. Lieber einen unbeholfenen, holprigen, zweisprachigen, kulturell vielschichtigen, uneinheitlichen, primitiven Gottesdienst, wenn er nur einen Vorzug hat, den der inneren Echtheit des Vollzugs. Damit soll in keiner Weise gesagt sein, daß nicht alles getan werden müsse, um über den Zustand des „Barbarismus“ hinauszukommen, immer näher zu idealen Formen des liturgischen Vollzugs.

3. Wir müssen unsere liturgische Arbeit viel tiefer ansetzen. Es genügt nicht, nach einführenden Predigten eine Betsingmesse über die Anwesenden zu stülpen. Wir müssen ebenso sehr die Gemeinde bilden, die bei der Messe handelnd auftreten soll. Aus dem Schotterhaufen muß Beton werden. Wir brauchen einen Text, der nicht nur dem Sinn nach, sondern auch der Form nach ins Deutsche übersetzt ist, der nicht nur hochgezüchtet, ästhetisch empfunden, literarisch verfeinert, sondern schlicht und doch erhaben, selbstverständlich und doch feierlich klingt. Mancher Hebraismus, Graecismus, Latinitismus muß mutig über Bord geworfen werden.

Und weiters: Ein Hindernis der liturgischen Reform ist der gegenwärtige Katechismus, der in seinen liturgischen Teilen veraltet ist, der fast nichts von einer Mitfeier der Gläubigen weiß, der das Geschehnis der hl. Wandlung zu sehr von einer Seite darstellt u. a. m. Auch hier schwebt unsere Liturgiepflege noch völlig in der Luft, da die nachwachsende Gemeinde, wenn überhaupt, so zunächst etwas Schiefes lernen muß.

Wenn die „Vormesse“ ihren Sinn wieder bekommen soll, muß der Lektor und der Priester verstehen, das Wort Gottes würdig, lebendig und verständlich vorzulesen, aber wie wenige können das! Wie wenige vermögen in der Inflation der Wörter, die wir heute erleben, das Wort Gottes so einzigartig zu Gehör zu bringen, wie ihm gebührt; eindringlich und doch ohne Pathos, schlicht und doch bedeutsam. Für alle diese Aufgaben sind wir leider gar wenig geschult worden. Entscheidend für die Meßfeier ist auch die Frage, wie es gelingt, daß die Gemeinde über Andacht und Gebet und Belehrung hinaus eine geistige Tat zu setzen lernt, eben das Opfer. Der Opfergang, der ihr das erleichterte, ist ja verschwunden.

4. Entscheidend für die Liturgiepflege wird immer das Verständnis, der kluge Eifer und der persönliche Einsatz des Seelsorgers sein, alles Dinge, die in jeder Weise gefördert werden müßten. Vielleicht auch durch eine lebendigere, brüderlich beratende, aber dann doch eindeutig überprüfende Form der üblichen Visitation durch den Dechant und Bischof.

Der Titel unseres Vortrages spricht vom richtigen Verhältnis zwischen Liturgiepflege und Seelsorge. Er setzt also voraus, daß es auch ein unrichtiges Verhältnis gibt. Etwa, wenn ein „liturgisch eingestellter“ Pfarrseelsorger (o, daß es einen unliturgisch eingestellten Liturgen geben kann!) nur liturgische Predigten hält, sich mit einem liturgischen Kreis begnügt und den Großteil seiner Gemeinde nebenher und davon laufen läßt; der im Gotteshaus eine zeitferne und weltfremde Insel der Seligen aufbaut; der unwirklich „schöne“ Gottesdienste feiert — oder etwa auf der andern Seite der „praktische“ Seelsorger, der seine Praktiken und Kniffe, seine Routine und Fixigkeit wie einen eisernen Schild vor sich hält, um sich gegen jeden Pfeil wohlbegründeter neuer Überlegungen dahinter zu schützen. Er wagt es, die Liturgie aus seelsorglichen Grün-

den abzulehnen, weil sie zu unverständlich sei; weil die Leute mit ihr nichts, wohl aber mit seinen Predigten etwas anzufangen wüßten; er kürzt die Liturgie nach Belieben um ein halbes Gloria und Credo, durch Unterschlagung der Kommunion, durch Synicese und Ineinanderschachtelung der Worte, sodaß eine neue höchst persönliche Kultsprache daraus entsteht u. ä. m.

Man soll das eine tun und das andere nicht lassen. Der Priester ist, unabhängig von seinem Geschmack und seiner Liebhaberei, kraft seiner Sendung, durch sein gottgefügtes Schicksal, Liturge und Seelsorger zugleich. Er wird Zeit, Gegenwärtigkeit und Ruhe genug besitzen müssen, um die Hilfesuchenden anzuhören und zu trösten, um auch Einzelnen nachzugehen, sie aufzuscheuchen und für Gott zu erjagen und einzufangen. Er wird den vielen Einzelnen, den vielfältig — einen Weg des rechten Lebens zeigen und mit ihnen durchkämpfen müssen. Er wird sich aber ebenso freuen müssen, über seiner Gemeinde die Mysterien des Herrn heraufzuführen, sie in jenen schauererregenden Abgrund der Liebe Gottes einzuführen, in dem der Herr für uns starb und in dem wir mit Ihm sterben. Nur so wird ihr neues, ewiges Leben zuteil. Der Seelsorger wird immer wieder ausziehen, neue Menschen für Christus und Sein Reich zu gewinnen, der Liturge wird sie in der Vorform dieses Reiches, im Kultmysterium, beheimaten; der Seelsorger wird ein Wegweiser zur Liturgie, der Liturge ein Wegweiser ins Leben sein müssen. Der Seelsorger wird mit Jesus sprechen: „Wen dürstet, der komme und trinke!“ Der Liturge aber spricht: *Ite, missa est!*

Stadtpfarrer Josef Ernst Mayer-Wien

BRÜCKEN ZWISCHEN DEM PFINGSTEN DES ALTEN UND DES NEUEN BUNDES

Für das Verständnis des neutestamentlichen Kultes und Festkreises ist die Kenntnis der Zusammenhänge mit dem Alten Testament unerlässlich. Dem dienen die folgenden Zeilen:

In der Heiligen Schrift des Alten Bundes steht das israelitische Pfingstfest ausschließlich vor uns als Erntedankfest und als Tag des Opfers der ersten Früchte. Dem entsprechen die Bezeichnungen dieses Festes im 2. und 4. Buche des Moses: „Fest der Ernte der Erstlinge“ und „Tag der Erstlinge“. Die geschichtliche Beziehung dieses Festes auf die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai findet an keiner Stelle des Alten Bundes eine Begründung, findet sich auch noch nicht bei Philo und Flavius Josephus, sondern taucht erst — und auch da nicht unwidersprochen — um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus in der rabbinischen Literatur auf. Klar und deutlich sagt erst Rabbi El'azar um 270 n. Chr. vom Pfingstfest: das ist der Tag, an dem die Tora gegeben ward. Die hl. Väter, so Hieronymus, Augustinus und Leo der Große, übernehmen diese rabbinische Auffassung, ohne sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Einen Anhaltspunkt findet diese Deutung freilich im zeitlichen Zusammenfallen des Pfingstfestes mit dem Datum der Gesetzgebung auf dem Sinai. Nach Exodus 19, 11ff. fand die Gesetzgebung am 3. Tage des 3. Monates statt, also 49 Tage nach der geheimnisvollen Nacht der Befreiung aus Ägyptens Knechtschaft und dem ersten Paschafest. Aber